

Tina Hörnicke

Stellar – Liebe bis zu den Sternen

© 2024 Tina Hörnicke
Alle Rechte vorbehalten.
info@tinastraumtexterei.de | Instagram: tinastraumtexterei
<https://www.tinastraumtexterei.de> (Website & Newsletter in Planung)

Coverdesign, Titelseite und Kapitelzierden:
Viktoria Sabo | Covered in Colours Buchdesign | www.covered-in-colours.de
unter Verwendung von:
Adobe Stock | croisy, Murhena, PixelDreamer, Tanja, TMvectorart
und Freepik Premium | angelatriks, ismode

Inhaltslektorat: Bettina Kyrala Belitz

ISBN: 978-3-384-33089-5 (Print)
ISBN: 978-3-384-33090-1 (E-Book)

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin:
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland

Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu erreichen
unter: Martina Hörnicke, Parkstr. 45, 34119 Kassel, Germany.

Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung der Autorin
wiedergegeben werden. Die Nutzung des Werks für Text- und Data Mining im
Sinne von §44b UrhG ist untersagt.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
dnb.dnb.de abrufbar.

A decorative border surrounds the entire page. It features a central horizontal line with a crescent moon and a star at the top and bottom. The corners are adorned with stylized starbursts. The sides of the border consist of a vertical line with a series of small circles and crescent moons.

STELLAR

Liebe bis zu den Sternen



TINA HÖRNICKE

*Hört nie auf zu träumen
und euch werden Flügel wachsen*

*Für Mutti
Ich hoffe, das erreicht Dich
auf Deiner Wolke
hinterm Regenbogen*

Prolog



Etwas flimmerte um mich herum. Hell. Dunkel. Hell ... Und auch die Farben veränderten sich.

War ich vorm Fernseher eingeschlafen? Das wäre nicht das erste Mal, und die Melodie, die sanft unter die Bilder gelegt war, stützte diese Theorie. Aber das war es nicht.

Ich blinzelte. Kein Fernseher. Auch kein Wohnzimmer. Nur Dunkelheit und dazwischen immer wieder Spuren schillernden Lichts. Wie Vorhänge, die gegeneinandergeweht wurden und sich doch nur sacht berührten. Eine zarte Liebkosung, ein Streicheln. Mit ihren Perlmuttertönen erinnerten sie an Nordlichter in Grün und Blau. Wie der Schimmer einer Muschel oder die Schuppen einer Meerjungfrau.

Und ich stand mitten dazwischen.

Die Lichter waren überall, bildeten einen Ozean aus Glanz in der Finsternis, der sich wellenartig in weichen Strömungen durch das Dunkel um mich herumwand. Ein Flüstern säuselte durch die Luft, zu leise, um die Worte zu verstehen. Trotzdem kam es mir vor, als riefe jemand nach mir.

Ich zögerte. Aber ich träumte doch, oder? – Dann konnte mir wohl nichts passieren. Langsam griff ich nach einem der Vorhänge und schob ihn vorsichtig beiseite. Er war ein Hauch von Nichts, löste sich aber auch nicht bei bloßer Berührung auf, wie ich halb befürchtet hatte.

Dahinter betrat ich eine zweite Welt, ebenso dunkel und funkelnd wie die erste. Nur dass die Lichter hier noch farbenfroher leuchteten. Mal erschienen sie als runde Glitzerpunkte, mal bildeten sie Trichter oder Spiralen; und sie alle waren in ständiger Bewegung.

Mir stockte der Atem und meine Nackenhaare richteten sich auf, eins nach dem anderen: Ich befand mich in einem Abbild des Universums. Die Spiralen waren Galaxien oder kosmische Nebel, die Glitzerpunkte Milliarden und Abermilliarden von Sternen. Es war das Universum ohne die Erde als Trennscheibe dazwischen. Keine Atmosphäre, keine Entfernungen. Nur Licht und Dunkelheit in ihrer ganzen vollkommenen Pracht.

Ich wollte einen Blick über die Schulter werfen, da hörte ich wieder das Flüstern. Aber es war kein Flüstern mehr. Eine vollklingende, fast singende Stimme rief klar und deutlich meinen Namen: „Sanny ... o Sanny, komm zurück zu uns! Wir haben dich so vermisst.“

Mama!, war mein erster Gedanke.

Mein Herz übersprang einen Schlag und zog sich sehnsuchtsvoll zusammen. Dann schlug es umso schneller weiter. Doch obwohl die Stimme mich an die meiner Mutter erinnerte, war es doch nicht ihre. Es war auch nicht die einer einzelnen Person, sondern ein Kollektiv, das wie aus einem Munde gesprochen hatte.

Ich schluckte die aufkommende Enttäuschung herunter und schaute mich nervös um, aber es war niemand zu sehen. Unter mir, über mir, um mich herum waren nichts als Sterne, Asteroi-

dengürtel, Nebel und Planeten, mal schwächer, mal stärker leuchtend. Auch der Vorhang hinter mir war verschwunden.

Es gab keinen Weg zurück.

Ich räusperte mich. „Was ... wer seid ihr?“, fragte ich ins Nichts hinein. Leiser, wispernd beinahe, fügte ich hinzu: „Und wer bin ich?“

Ein neuerlicher Schauer kroch über meinen Rücken. Die Antwort schien mir wichtig – das entscheidende Teil in einem Puzzle, das ich noch nicht verstand.

Ich dachte schon, ich würde gar keine Antwort mehr erhalten, als noch einmal leise die sanfte, weibliche Stimme ertönte. Sie kam so sehr aus dem Off, dass es schien, als spräche das All selbst zu mir, was mir noch mehr unter die Haut ging. „Du bist ein Kind der Sterne. Habe Mut und Vertrauen. Dann wirst du deinen Weg finden.“

Äh? Was? Einige Wimpernschläge war ich unfähig, Worte zu formen. „Und ... was soll das für ein Weg sein?“, fragte ich dann doch in die Unendlichkeit hinein.

Aber dieses Mal reagierte niemand. Der Traum war so plötzlich vorbei, wie er begonnen hatte. Nach dem Aufwachen verschwamm er zwar, aber seine Essenz hatte sich klar in meine Erinnerung eingeprägt und ließ mich zutiefst verwirrt zurück. Es hatte sich nicht angefühlt wie ein Traum. Aber das war es doch gewesen, oder?

Blitz und Schatten



Sanny

Eine blöde Idee, so kurz vor dem Abi umzuziehen und die Schule zu wechseln? – Yep. Aber an so was hat Papas Personalchef wohl nicht gedacht, als er ihm vor sechs Monaten eine betriebsbedingte Kündigung auf den Schreibtisch geknallt hat. Und auch nicht der nette Berater vom Arbeitsamt, der ihm damit gedroht hat, die Bezüge zu streichen, wenn er sich nicht überregional bewirbt. Pah – überregional. Tatsächlich hatte es uns ins Ausland verschlagen, mitten nach Schottland, in das verträumteste Nest, das ich jemals gesehen hatte.

„Erde an Sanny! Meine Mom bringt mich um, wenn ich schon wieder den Bus verpasse.“ Die ungeduldige Stimme und das dazugehörige Zerrn an meiner Schulter gehörten zu Rhea, der quirligen, zarten Halbkoreanerin, die mich an meinem zweiten Tag an der Dunly High School unter ihre Fittiche genommen hatte und mir seitdem nicht von der Seite wich. Kaum zu glauben, dass das schon drei Monate her war. „Hey! Jemand zu Hause?“ Sie wedelte theatralisch mit der Hand vor meinem

Gesicht herum. „Träumen kannst du später noch, jetzt komm endlich!“

Erwischt! Zu Tagträumen neigte ich wirklich. Schnell stopfte ich mein Handy zurück in meine Schultasche. Samt Sophias letzter Textnachricht, die mich gedanklich hatte abdriften lassen. Und doch war da dieser sehnstüchtige Stich. Seit ich Sophia in Frankfurt hatte zurücklassen müssen, schrieben und telefonierten wir zwar täglich, aber das war einfach nicht dasselbe. Ich vermisste es, mit ihr am Mainufer entlangzuschlendern und die Kinos unsicher zu machen. Sie war die einzige Freundin, die nach Mamas Tod noch zu mir durchgedrungen war. Alle anderen hatte ich abgeblockt und in die Flucht geschlagen.

Ungeduldig zog Rhea mich auf den Schulhof hinunter. Wir hüpfen so schnell über die Stufen, dass meine straßenköter-blonden Locken bei jedem Schritt mitwippten.

Dass ich Rhea gefunden hatte – oder eher sie mich –, war eine Fügung des Schicksals gewesen. Sie hatte mich mit ihrer herzlichen Unnachgiebigkeit überrollt und sich partout geweigert, sich abwimmeln zu lassen. Zum Glück. Denn seither briefte sie mich über die Macken der Lehrer, half mir, die Massen an Stoff nachzuarbeiten, die in Deutschland nicht auf dem Lehrplan standen (*Hilfe!* Ich hätte heulen können, vor allem bei Chemie), und sie lenkte mich von meinem Kulturschock ab. Ich hatte in der Stadt gelebt, solange ich denken konnte, und nun war ich auf einmal irgendwo im Nirgendwo. Hier gab es zwar nicht nur Moore, alte Gemäuer und diese lilafarbenen Disteln, die sich wie Teppiche über die Wiesen zogen, sondern auch unzählige Seen, und in ein, zwei Stunden war sogar die Küste zu erreichen, aber ich befand mich dennoch in einer völlig anderen Welt, in der ich mir oft genug wie ein Fremdkörper vorkam.

Ich beschleunigte meine Schritte. Der Bus war bereits hinter dem Schulzaun aufgetaucht und kam ruckartig mit quietschen-

den Reifen zum Stehen. Dan, der schnauzbärtige Busfahrer, neigte manchmal zu Dramatik. Ich vermutete ja, dass sein Herz am rechten Fleck saß, aber Zuspätkommern gegenüber zeigte der mürrische Glatzkopf keine Gnade. Wir waren gerade aus dem Tor gehechtet, da setzten sich die Reifen genauso quiet-schend wieder in Bewegung und ließen uns nur die Aussicht auf die sich entfernenden Rücklichter.

„Mist, Mist, Mist – Au!“ Rhea stampfte mit dem Fuß auf – und rieb sich anschließend den Knöchel. Während ich direkt in Dunly wohnte und mehr Rhea zuliebe den Bus nahm als aus wirklicher Notwendigkeit, ersparte sie sich mit der Fahrt einen etwa halbstündigen Fußmarsch ins Nachbardorf. Ihr Blick flog zu ihrer Armbanduhr. „Wenn ich renne, bin ich vielleicht noch halbwegs pünktlich.“ Noch im Reden war sie in einen ambitionierten Sprint verfallen, lädiierter Fuß hin oder her. Sie wurde auch dann nicht langsamer, als sie mir über die Schulter zurief: „Wir sehen uns nachher. Vergiss die Nachos nicht.“

Seit unserer ersten Woche hatte es sich eingebürgert, dass Rhea und ich jeden Freitag einen Filmeabend machten. Und zwar immer bei ihr, da ihre Mutter freitags zum Bowling fuhr und wir damit freie Bahn zum hemmungslosen Kichern, Heulen und Herumalbern hatten. Als Ausgleich dafür, dass wir Rheas Getränke- und Taschentücher-Vorrat plünderten, sorgte ich für den Knabberkram. Und da ich tatsächlich noch nichts gekauft hatte, machte ich mich direkt auf den Weg zum Superm... äh, ich meinte: Dorfladen. Ich musste mich noch immer daran gewöhnen, dass in dieser Kleinstadt die Geschäfte freitags schon um 14 Uhr schlossen. Klingt nach Hintertupfingen? – Schlimmer! Dunly war einfach winzig. Inzwischen war es 13.53 Uhr und ich musste mich sputen.

Ich joggte über die kopfsteingepflasterte Straße, vorbei am Juwelier an der Ecke und den typischen grauen Sandsteinhäu-

sern, die sich hier dicht aneinanderdrängten. Dann durchquerte ich den kleinen Park und lief an der Burgruine entlang, der Dunly seinen Namen verdankte. Auf der anderen Straßenseite sah ich, wie die Kassiererin den Schlüssel hochhielt, um die Ladentür von innen abzusperren, und erhöhte mein Schrittempo zusehends. Also ehrlich, da schlossen sie schon so früh und dann auch noch eher dichtmachen? *Komm schon, Ampel, spring um!* Rot, Rot, Rot – Grün. Jetzt musste ich noch mal einen Zahn zulegen.

Da sah ich aus dem Augenwinkel auf einmal etwas aufblitzen. Aus Richtung der Ruine. Nicht wie das Aufblitzen einer Armbanduhr in der Sonne. Nein, einen richtigen, verästelten, gewaltigen Blitz, der die Luft zum Knistern brachte und so sehr blendete, dass er flackernde Flecken in meinem Sichtfeld hinterließ, so als hätte ich zu lange in die Sonne gestarrt. Eine seltsame Spannung erfüllte die Luft und es roch eigenartig, auch wenn ich nicht darauf kam, wonach genau. – Und war das da etwa ein ... ein Schatten?

Mein Herzschlag stockte. Ich blieb mitten auf der Straße stehen. Und blinzelte. Eindeutig, an der Seite des Turms lehnte eine dunkle Gestalt. Ich blinzelte noch einmal – und sie war verschwunden. *Aber ... Wo ist er hin?*

Mein Herz schlug weiter – und bummerte wie verrückt. Ein fernes Motorengeräusch riss mich aus meiner Starre. Schnell lief ich weiter, bevor ich noch überfahren wurde.

Ich musste mir das eingebildet haben. Die Sonne schien. Es war kein Wölkchen am Himmel. Es konnte kein Sommergewitter in der Nähe sein. Aber das musste es doch gewesen sein, oder? – Ein Sommergewitter.

Doch was war mit dem Schatten?

Hinter der halb verglasten Tür des kleinen Ladens hatte mir die Verkäuferin bereits den Rücken zugewandt, aber ich konnte

mich nicht darauf konzentrieren. Dieser Blitz war mir durch Mark und Bein gefahren. Alles um mich herum schien für eine Sekunde zum Stillstand gekommen zu sein. Und in der Luft lag etwas ... etwas Sonderbares. Ein ganz merkwürdiges Gefühl, als sei etwas nicht richtig, nicht ... real.

Ich prallte mit dem Kopf fast gegen die Scheibe und klopfte geistesabwesend dagegen. Eine Sekunde hatte ich vergessen, dass sich auch die Türen hier nicht automatisch öffneten wie bei einem klassischen Supermarkt. Anstatt mich jedoch zu ärgern, glitt mein Blick noch mal auf die andere Straßenseite, zu Dunly Castle. Mir schauderte, aber ich wusste nicht, warum.

Halb von einer Baumgruppe verdeckt zeichnete sich die wuchtige Fassade der Burg vor dem hellblauen Himmel ab. Menschenleer und verlassen. Nichts als Stein, umgeben vom Grün der Bäume. Und doch huschte mein Blick unruhig über den vierstöckigen Palas und den daran angrenzenden Turm, denen beiden das Dach fehlte. Und über die schmalen Fensteröffnungen, die mich zu beobachten schienen, als wären es riesige, schwarze Augen. Doch da war nichts. Kein Blitz, kein Schatten. Das leise Rascheln von ein paar Ästen, die sich im Wind wiegten, ja. Aber sonst nichts.

„Wir schließen. Wollten Sie noch was?“ Die rundliche Verkäuferin musterte mich verwundert, als ich erschrocken zu ihr herumfuhr. Ich war so gebannt gewesen, dass ich gar nicht gehört hatte, wie sie neben mich getreten war.

„Haben Sie das gesehen?“, fragte ich tonlos und wandte mich erneut dem Castle zu. „Den Blitz?“

Sie schenkte mir einen schiefen Blick. „Hier hat’s seit Wochen nicht gewittert. Und ich will mich weiß Gott nicht beklagen. Zwei Wochen Sonnenschein am Stück, das kriegt man hier nicht oft.“

„Hm“, machte ich nachdenklich. Die Verkäuferin ließ sich noch weiter über das ungewöhnlich warme und trockene Wetter aus, doch ich hörte gar nicht richtig hin. Meine Gedanken drehten sich immer noch um das, was ich soeben beobachtet hatte. Oder beobachtet zu haben *glaubte*.

„Kann ich denn was für Sie tun?“ Die ältere Dame neigte besorgt den Kopf, zog aber den Ladenschlüssel aus ihrer Hosentasche. Erst jetzt bemerkte ich, dass im Ladeninneren das Licht bereits gelöscht war.

„Äh ...“, murmelte ich ertappt. Hitze schoss mir in die Wangen. „Tut mir leid, aber ... haben Sie noch Nachos? – Und Chips?“

Mit einem nachsichtigen Lächeln verschwand sie zwischen den Regalen. Wieder schwenkte mein Blick zurück zur Burg. Doch dort blieb alles ruhig. Und auch als ich fünf Minuten später mit meinen Einkäufen zurück auf die Straße trat, blieb die Gestalt verschwunden. Wie ein Geist, der in Luft verpufft war. Aber ich hatte mir das doch nicht nur eingebildet. Sie, ER, war da gewesen. Ein Mann ganz in Schwarz, der lässig an der Burgfassade gelehnt hatte.

Die zwei Knabbertüten in meiner rechten Hand, meine Schultasche locker über der linken Schulter streifte ich über das Burggelände, um Spuren zu suchen. Der Bereich unmittelbar um die eigentliche Ruine war von einem eisernen Zaun umringt und nicht öffentlich zugänglich, doch jedes andere Fleckchen inspizierte ich genau, bog Grashalme auseinander, streckte mich, um in verwinkelte Ecken zu spähen. Doch auch nach mehreren Rundgängen fand ich nichts Ungewöhnliches. Keine weiteren Blitze, kein Brandgeruch, keine gespaltenen Baumstämme oder auch nur geschwärzten Stellen im Gemäuer oder auf dem Rasen.

Auch den Park durchkämmte ich, aber ich konnte einfach nichts entdecken. Das Areal rund um Dunly Castle war und blieb verlassen. Wenn hier wirklich jemand gewesen war, war er längst fort.

„Du halluzinierst, Fredrich.“ Kopfschüttelnd ließ ich mich auf einem moosbewachsenen Stück Mauer nieder, das früher zur Befestigungsanlage der Burg gehört haben musste, mir aber kaum noch bis zum Knie reichte. Allen Indizien zum Trotz rann ein unheilvolles Kribbeln vom unteren Ansatz meiner Wirbelsäule bis in meinen Nacken. Mir kam es noch immer vor, als würde etwas in der Luft liegen. Etwas Angsteinflößendes. Als gäbe es hier eine Präsenz, die mich beobachtete, mir auflauerte. Mir war die ganze Zeit, als könnte ich ihre kühlen Blicke auf mir spüren. Dieses ungute Gefühl begleitete mich den gesamten Weg nach Hause und sollte mich auch den Rest des Tages nicht mehr loslassen.



Als ich den Schlüssel im Schloss drehte, war Papa noch nicht da, aber daran war ich mittlerweile gewöhnt. Die Verpackungsmittelfabrik, in der er arbeitete, war so chronisch unterbesetzt, dass er regelmäßig Doppelschichten schob und meist erst am späteren Abend hier aufschlug. Trotzdem hätte ich ihn gern hiergehabt. Vielleicht wäre ihm ja eine plausible Erklärung für meine mysteriöse Beobachtung eingefallen.

So aber kam mir das Haus – ein typischer, hellgrauer Sandsteinbau mit Erkern und weiß gestrichenen Sprossenfenstern – kühl und fast ein wenig abweisend vor. Es gehörte der Schwester meiner Mama, Tante Margie, die es wiederum von meinen

Großeltern geerbt hatte. Meine Oma war Schottin gewesen, mein Opa Amerikaner. Dementsprechend war ich als Kind schon einmal hier gewesen. Aber das war so lange her, dass ich mich nur noch verschwommen an die grünen Hügel des Glen Ghrian erinnern konnte, die das Tal säumten, in dessen Senke Dunly lag. Und an den Japaner am Loch Ness mit der Seeungeheuer-Mütze aus grünem Plüsch auf dem Kopf.

Da Tante Margie den Großteil des Jahres auf Dienstreise war, hatte sie uns das Haus günstig zur Miete überlassen, nachdem sie Papa schon bei der Jobsuche unter die Arme gegriffen hatte. Im Gegenzug hielten wir alles in Schuss und pflegten den Garten.

Ich bahnte mir einen Weg in die Küche, vorbei an den letzten Umzugskartons, die unausgepackt den Flur bevölkerten. Obwohl wir nun schon seit Monaten hier lebten, war da immer noch ein Gefühl von Vorläufigkeit, als schwebte ich in einem Zwischenzustand. Nicht fremd, aber auch nicht zu Hause. Nicht ganz Deutsche, aber auch keine echte Schottin.

Zum wiederholten Mal fragte ich mich: Wo gehörte ich eigentlich hin?

Verbissen ignorierte ich die Enge in der Magengegend, welche diese Frage stets begleitete, und flüchtete mich in meine Schulbücher. Ich hatte einen ganzen Stapel Hausaufgaben vor mir – und fing besser damit an, wenn ich die alle schaffen wollte. Es musste gut in der Schule laufen, wenn Papa sich keine Sorgen um mich machen sollte. Und das sollte er auf keinen Fall! Schlimm genug, dass er mitbekommen hatte, dass ich am liebsten bei Oma und Opa in Frankfurt geblieben wäre. Aber natürlich hätte ich Papa nie alleingelassen. Beide Optionen waren scheiße gewesen – Pest und Cholera.

Also brütete ich über meinen Büchern, doch meine Gedanken schweiften immer wieder ab. Plötzlich ging ein Ruck durch

mich hindurch. Ich setzte mich kerzengerade auf: *Könnte es ein Geist gewesen sein? – Dieser Schatten, beim Castle? Würde doch passen, in der Nähe einer Burg! ...*

Aber – ein Geist, am helllichten Tag? – Nee, eher nicht.

Doch was konnte es dann gewesen sein?



„Ähm, Sanny, alles klar?“

Ich fuhr zusammen und brauchte eine Sekunde, bis ich Rhea gewahr wurde, die mich mit Sorgenfältchen musterte. Ihre zierlichen Schultern wurden gerahmt vom hölzernen Eingangsbeereich ihres schnuckeligen Elternhauses und das einsetzende Klimpern des Windspiels an der Decke holte mich endgültig ins Hier und Jetzt zurück.

„Sorry, ich war gerade irgendwie abgelenkt.“

„Ach, wär’ mir gar nicht aufgefallen!“ Rhea hob ironisch eine Augenbraue. Dann zog sie mich ins Haus und in eine kurze Umarmung. „Ist echt alles okay?“

„Klar“, platzte ich eine Spur zu schnell und laut heraus, aber entweder bemerkte Rhea das nicht oder sie beschloss, darüber hinwegzugehen.

Auch jetzt am Abend spukten mir die Ereignisse des Nachmittags noch immer im Kopf herum, Gespenster oder nicht. Was hatte es nur damit auf sich? Oder war es doch nur meine Fantasie, die mir Streiche spielte?

Bevor ich wieder abdriften konnte, drückte ich Rhea die schwer erkämpften Knabbereien in die Hand und folgte ihr ins Untergeschoss, das sie als kleine Wohnung quasi für sich hatte, mit Schlafzimmer, Gäste-WC und einer Kammer, die sie als Nähzimmer nutzte.

Im Wohnzimmer, wo schon alles für einen gemütlichen Fernsehabend vorbereitet war, ließ ich mich auf die Couch plumpsen. „Sag mal, gibt’s hier eigentlich öfter Wetterleuchten oder so?“

„Wetterleuchten?“ Rhea, im Schneidersitz auf ihrem Lieblingssessel, runzelte die Stirn.

„Na ja, Blitz und Donner, nur ohne Regen. – Und ohne Donner.“

„Süße, ich *weiß*, was Wetterleuchten ist, aber wie kommst du jetzt da drauf?“

„Ich dachte nur, ich hätte vorhin einen Blitz gesehen. In der Stadt, beim Castle ...“

Rhea drückte den Zeigefinger gegen ihre Unterlippe und legte den Kopf schief. „Also, hier war nichts. Kein Gewitter weit und breit. War’s vielleicht ein Blitzer?“

„Hm.“ Das überzeugte mich kein Stück, aber welche andere Erklärung konnte es geben? Ich tippte mir nachdenklich gegen das Kinn und machte den Mund auf, um Rhea von dem Schemen zu erzählen, aber da hielt sie mir plötzlich etwas vor die Nase, das sie sich mit flinken Fingern vom Sideboard geangelt hatte.

„Na, was sagst du? Hast du Lust?“ Rheas dunkle Augen leuchteten. Das Etwas in ihrer Hand entpuppte sich als hölzerne Schatulle mit glänzendem Cover. Es zeigte eine Spirale, zusammengesetzt aus bunten Mosaiksteinchen. Darunter stand: *The Art of Tarot*.

„Ist das neu?“ Bewundernd strich ich über den wunderschön gestalteten Deckel. Rhea hatte ein Faible für Tarotkarten, aber dieses Deck hatte ich noch nie bei ihr gesehen. Seit Wochen übte sie in den Schulpausen die Bedeutungen der einzelnen Karten. Dafür diente ihr sonst allerdings ein abgegriffenes Set ihrer Oma, das nicht mehr ganz vollständig war.

Rhea strahlte mich an und trommelte die Fingerspitzen gegeneinander. „Geschenk von Granny. Mega, oder? – Wollen wir?“

Wäre ich nicht sowieso neugierig gewesen, hätte ich allein wegen ihres hoffnungsvollen Hundeblicks kaum Nein sagen können. „Und wie funktioniert das?“

„Ich mische – du ziehst.“ Schon hatte Rhea mir das Kästchen aus der Hand geschnappt und hielt mir kurz darauf den Stapel hin. „Wir brauchen zwei davon.“

Fasziniert beobachtete ich, wie Rhea die gezogenen Karten mit dem Rücken nach oben vor mir ablegte, eine links, eine rechts. Ich war mir nicht sicher, ob ich wirklich an die Kraft des Tarots glaubte, aber ich wollte mich auch nicht davor verschließen.

„Es gibt mehr, als das Auge sieht“, hatte Mama immer wieder zu mir gesagt und mir dabei eines ihrer warmen Halbmondlächeln geschenkt. Mit aller Macht drängte ich die Wehmut zurück, die brennend in mir aufstieg, und hörte Rhea zu.

„Die erste Karte steht für das Jetzt. Aber bevor wir nachsehen, was sie zeigt, müssen wir noch festlegen, ob sie den Ist-Zustand markiert, also deine Ausgangslage, oder etwas, das es im Augenblick zu vermeiden gilt.“

„Dann das Ist.“ Meiden klang nach Problemen. Die wollte ich lieber – ähm ... meiden. Ich setzte mich gerader in den Polstern auf. „Und?“

Rhea drehte die erste Karte um und ich beugte mich gespannt vor. Zögerlich las ich: „Der Narr. O-kay ... Und was heißt das? Dass ich dumm bin?“ Ich sah Rhea schief von der Seite an.

„Nein.“ Sie lächelte. „Aber er steht zum Beispiel für Unwissenheit oder Unerfahrenheit. Vielleicht dafür, dass du mit etwas noch nicht so vertraut bist?“

„Wenn das mal nicht auf Chemie anspielt“, scherzte ich.

Chemie war noch nie mein Lieblingsfach gewesen. Da half es nicht gerade, dass ich zusätzlich zu den ganzen Formelgleichungen auch noch die englischen Fachausdrücke pauken musste. Halb-Schottin hin oder her – so was hatte Mama mir definitiv nicht beigebracht.

„Käse! Ich kenne niemanden, absolut niemanden, der so viel lernt wie du. Also sei schön ruhig.“

Touché. Aber mir blieb ja keine andere Wahl, wenn ich nicht heillos untergehen und Papa enttäuschen wollte.

Grinsend deckte Rhea die zweite Karte auf, die für die Zukunft stand – und stutzte.

„Der Gehängte“, hauchte sie.

Ich lachte nervös. „Dann wird’s rosig für mich?“ Mir wurde leicht flau im Magen.

Auch Rhea wirkte zerknirscht, aber sie gab sich alle Mühe, mir aufmunternd zuzulächeln. „Stimmt schon, ist jetzt nicht die beste Karte. *Aber* jede Karte hat zwei Seiten – einen Licht- und einen Schattenaspekt. Also kein Grund zur Panik. Die spiegeln sich gegenseitig. Das heißt, es gibt immer Deutungen, die in die entgegengesetzte Richtung gehen.“ Meinen Magen beruhigte das kein Stück.

„Beim Gehängten ist beides etwas problematisch“, erklärte Rhea weiter. „Er steht für eine Prüfung oder eine Krise, Ohnmacht oder ein Opfer. Er *kann* allerdings auch für Erlösung stehen, das wäre dann der Lichtaspekt. Aber generell wird er schon eher negativ gedeutet.“

Prüfung, Krise, Ohnmacht, Opfer. Der Knoten in meinem Bauch schnürte sich immer enger zu. „Vielleicht heißt *das* ja, dass ich Chemie verkacke“, unkte ich, um mich davon abzulenken.